

Schnitter Tod

War ein Herbsttag, die Sichel sang
Irgendwo im Feld;
Fern scholl Abendglockenklang,
Sonne schien aus der Welt.

Siehe da! ein Bauersmann
Einsam auf dem Berg;
Lehnt sich seiner Sense an,
Müde vom Tagewerk.

Grausig gegen den Himmel getürmt
Steht er knochig und alt,
Blickt auf alles, was ihn umwürmt,
Verächtlich nieder und kalt.

Stumm und stille aufgereckt
Grinst er ins Abendrot,
Und ich fühls, im Herzen erschreckt:
Das ist der Schnitter Tod.

Wer wurde verführt — Adam oder Eva?

Eva — so heißt es seit Jahrtausenden — hat die Menschheit um die Seligkeiten des Paradieses gebracht. Ihre Neugierde machte sie schwach, ihre Schwäche verleitete sie zum Uebertreten des göttlichen Gebotes — das Verhängnis der Menschheit begann seinen Lauf zu nehmen!

Seit undenklichen Zeiten wird die Legende so interpretiert, und deshalb wurde das weibliche Geschlecht, schlechthin Evastöchter genannt, als Quelle des Uebels, als sündhaft und dämonisch gebrandmarkt. Die Autorität eines großen Mannes, des Apostels Paulus, hat diese Auffassung zum Fundament einer Weltanschauung gemacht. Denn Paulus verkündete: „Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführt." Und obwohl Paulus ausdrücklich kundgab, daß er nur seine eigne Ansicht kundgab, nicht ein Gebot Gottes wiedergebe, wenn er sage: „Es ist dem Menschen gut, wenn er kein Weib berühre," so verbreiteten asketische Fanatiker doch die Meinung, daß die Frau mit dem Teufel ein Bündnis habe. Kein Wunder, daß die Frau sich niedrig und minderwertig fühlte, wenn ihr systematisch die Rolle der ewigen Sünderin aufgedrückt wurde, die im Zaume gehalten und beherrscht werden müsse, um das von ihr gesäte Böse nicht überwuchern zu lassen. Allen Bedenken gegen diese Ueberlieferungen wurde die Heilige Schrift entgegengehalten, die, so erklärte man, die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese mit der Schuld Evas begründet. Auch in den Kämpfen, die Frauen unter dem unerträglichen Druck ihrer Hörigkeit in den letzten Jahrzehnten zu unternehmen wagten, um endlich die Anerkennung ihres Menschtums durchzusetzen, waren es immer wieder die sich auf die Bibel stützenden Ueberlieferungen, die als Argumente gegen die Erhebung und Menschwerdung der Frau ins Treffen geführt wurden. Ja, selbst gegenwärtig, da nach den vielfachen Siegen der Frauen über erstarrte Konventionen das Zeitalter der Gleichberechtigung von Mann und Frau sich ankündigt, wirkt sich die Legende noch immer aus. Denn die ursprüngliche Herabsetzung der Frau ist noch immer nicht geschwunden. Diese Herabsetzung, die das erste Glied in der Kette von Vorurteilen und auch in der Kette von Gewaltakten war, durch die der Mann seine Herrschaft begründet hatte.

Nun aber kommt der französische Schriftsteller Alfred Westphal mit einer neuen Deutung der uralten Legende, die in Frankreich bereits von streng katholischen Schriftstellern ernstlich diskutiert wurde. In der Frauenzeitschrift „La Francaise" fragt er: „Ist das durch die Legende verursachte Urteil über die Frau richtig? Trägt Eva an der Uebertretung des göttlichen Gebotes wirklich allein die Schuld?"

Diesen Fragen fügt der angriffslustige Autor hinzu: „Das aufmerksame Studium des Bibeltextes muß davon überzeugen, daß aus dieser sich in nebelgrauen Tagen abspielenden, etwas dunklen Angelegenheit, wenn schon nicht ein juristischer Irrtum, so doch ein absichtliches und parteiliches Verdikt resultierte. Dieses Verdikt zu revidieren, ist von großer Wichtigkeit."

Gott hatte sein Verbot nicht der Frau auferlegt, sondern dem Manne. Als er sagte: „Von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen," war Adam noch allein. Die Erschaffung Evas erfolgte erst später. Schon diese Ereignisfolge sollte nachdenklich stimmen, Eva konnte von dem Verbote nur vom Hörensagen wissen.

Wie konnte aber auch angenommen werden, daß sie die moralisch Schwächere war? Aus dem Bibeltext geht klar hervor, daß sie aufgeweckter, schlauer, für Initiative und Energie empfänglicher ist. Eine moralische Schwäche war in dem Urzustande paradiesischer Unschuld wohl nicht erkennbar. Der Schlange als Verführerin mußte es darum zu tun sein, die höheren Triebkräfte aufzurufen. „Denn Gott weiß, daß, an welchem Tage ihr davon esset, eure Augen sich auftun und ihr wie Götter werdet, erkennend Gutes und Böses." Nicht Adam, die Frau ist es, die mit dem beharrlichen Satan spricht. Ein erregendes Wortgefecht, ein Gewissensdrama von einzigartiger, erschütternder Größe entwickelt sich, an dessen Ende die Frau sich anschickt, die Gefahr auf sich zu nehmen. Aus gewöhnlicher Neugierde, so wird behauptet. Ist es aber nicht begreiflicher, daß sie dies aus Wissensdurst tat, von jener Unruhe des Geistes getrieben, der wir unsere ganzen wissenschaftlichen Erkenntnisse danken?

Doch noch ein Umstand ist zu berücksichtigen. Im Bibeltext heißt es: „.... und gab ihrem Manne, der auch aß."

Adam war also als Dritter bei dieser tragischen Szene zugegen. Er sah wie die Frau vorerst der Verführung Widerstand leistete, später zögerte, dann willig wurde. Weit davon entfernt, seine Verantwortung zu fühlen und sie zurückzuhalten, teilt er ganz ruhig die verbotene Frucht mit ihr. Ist er, der Aeltere, der zum Hüter des göttlichen Glaubens Ausersehene, nicht ihr Mitschuldiger? Muß man nicht fragen: Wer von den beiden ist der schuldigere Teil?

Aber die Frau zeigt sich in ihrer Kraft. Angesichts der Furcht des Gatten nimmt sie die ganze Schuld auf sich. Adam verbirgt sich. Er gebraucht Ausflüchte. Schließlich schiebt er die Schuld auf die Frau. Ja, noch mehr! Er versucht Gott selbst in dieses Abenteuer zu verstricken: „Das Weib, daß du mir zugesellet, hat mir von dem Baume gegeben, und ich aß." Muß diese Haltung nicht als jämmerlich gekennzeichnet werden? Gott wendet sich an die Frau: „Warum hast du das getan?" Und die Frau antwortet unumwunden, ohne ihren Gatten in die Affäre einzubeziehen: „Die Schlange hat mich betrogen, und ich aß." Ist diese Geradheit nicht sympathischer?

Das Ende der Legende spiegelt auch deutlich Jehovas Meinung wider. Er ist zweifellos entschlossen, alle drei Akteure in dem Drama zu bestrafen. Aber er paßt die Strafe dem Grad der Schuld eines jeden einzelnen an.

Zur Schlange sagt Gott: „Du bist verflucht unter allen Tieren..."

Zu Adam: „Die Erde sei verflucht in deinem Werke..."

Zwei Flüche! Hat er auch für die Frau einen Fluch? Nein! „Ich will vervielfältigen die Beschwerden deiner Schwangerschaft..." Eine einfache Erschwerung eines Zustandes... „und er (der Mann) wird über dich herrschen." Nebenbei gesagt: haben die Männer, die die Chroniken schrieben, dieses Verdikt nicht verfälscht, um ihr Primat, das sonst ungerechtfertigt wäre, auf eine göttliche Entscheidung zurückzuführen? Daß es immer die Frau war, die zur Sühne herangezogen wurde, das ist bedenklich.

Die schmachvolle Strafe, die Gott über Adam und die Schlange verhängte, die einfache Leibesstrafe für Eva lassen, ohne Uebertreibung, die geringere Schuld der Frau erkennen. Aber da ist noch etwas. Im Zuge der Strafe gab Gott ihr, und nur ihr, eine Tröstung, eine Hoffnung. Er versprach, daß

die Frau beziehungsweise ihre Nachkommenschaft den Kopf der Schlange zertreten wird. So ist die Frau die Hüterin der göttlichen Gnade, denn die von ihr Geborenen sind dazu berufen, des Satans und seines Anhanges Macht einst gänzlich zu vernichten. Welch priesterliche Mission!

Am Ende des Tages wurde die Frau Eva genannt. Das will heißen: Das Leben. Hat uns der oberste Richter nicht selbst einen Weg zu einer Revision der vieltausendjährigen Verurteilung Evas gewiesen? Müssen wir uns nicht hüten, strenger zu sein als er selbst?

Werden diese Ausführungen dazu beitragen, die Legende von der Schuld Evas endlich unwirksam zu machen?

Der verlorene Vater

I.

Timmy O'Brien war nachweislich der einzige Mann in Chesterfield (Ontario, Kanada), der etwas Außergewöhnliches erlebt hatte. Er selbst pflegte allerdings ingrimmig zu versichern, es wäre ihm lieber, wenn der Himmel ihn mit diesem außergewöhnlichen Erlebnis verschont hätte. „Wenn Susy-Anna, meine Frau," setzte er weiter hinzu, „nicht mit dem Reverend M'Flaggerty unter einer Decke gesteckt hätte, wäre ich nie in die Lage gekommen, meinen leiblichen Vater eigenhändig zum Hause hinauszuhauen! So aber ist mir auch noch die Erbschaft dieses Vaters durch die Lappen gegangen, die dann der Reverend geschluckt hat! Ist es nicht zum Erbarmen?"

Die Sache war nämlich so: Ehe Timmy O'Brien seine Susy-Anna geheiratet hatte und nach Chesterfield gekommen war, um hier als Gastwirt, Kaufmann, Bankdirektor, Postmeister und noch einiges andere ein angesehener Mann zu werden, hatte er mit seinen Eltern in Calgary gewohnt. Seine Mutter war eine sanfte, gottergebene Frau gewesen, aber mit Sherlock O'Brien, Timmys Vater, hatte sie zeitlebens ihre Not gehabt. Er hatte es verstanden, seine Familie durch Arbeitsscheu, Spielen und Trinken so auf den Hund zu bringen, daß es Timmy, als er herangewachsen war, eines Tages zuviel wurde und er zu dem alten Sherlock sagte: „Vater, ich bitte dich um Mutters willen, gib dieses lasterhafte Leben auf und werde ein anständiger Mensch, sonst bin ich, so leid es mir tun würde, genötigt, dich windelweich zu hauen!"

Leider aber hatte diese kindliche Ermahnung nichts gefruchtet, sondern ihm nur eine Ohrfeige eingetragen. Da hatte er denn seinen Vater kurzerhand beim Kragen genommen und ihn mitsamt seinen Habseligkeiten zum Hause hinausgeworfen. Fluchend und schimpfend war der Alte abgezogen und hatte sich seitdem nicht mehr blicken lassen.

Diese dumme Geschichte, die noch dazu an die zwanzig Jahre zurücklag, wäre nun wahrscheinlich nie herausgekommen, wenn es dem Reverend M'Flaggerty nicht eines Tages eingefallen wäre, Timmys alte Familienbibel zu revidieren.

„Hört mal, Timmy," sagte er da auf einmal. „Das ist eine sehr schöne alte Bibel. Aber Ihr habt vergessen, den Todestag Eures Vaters einzutragen! Wann ist denn der alte Herr gestorben?"

„Tja, Euer Ehren," meinte Timmy verlegen, „das kann ich nicht gut machen. Ich habe sozusagen keine Ahnung davon."

„Aber, Timmy, davon hast du mir ja nie etwas gesagt!" rief Susy-Anna entsetzt. „Wie ist so was nur möglich, daß einer nicht weiß, wann einem sein Vater gestorben ist!"

„Hm," brummte Timmy unbehaglich, „ich kann doch nicht dafür, daß der Alte nichts mehr hat von sich hören lassen, nachdem ich ihn zum Hause hinausgeworfen hatte."

„Ihr habt also den alten Mann ins Elend hinausgestoßen und Euch nie wieder um ihn bekümmert?" rief der Reverend empört, während Susy-Anna zu weinen begann und ostentativ von Timmy abrückte.

„Na, er wird sich wohl zu helfen gewußt haben," knurrte Timmy, „sonst hätte er sich wohl von selber wieder gemeldet." Aber Susy-Anna und der Reverend setzten ihm so zu, daß er ihnen die ganze Geschichte erzählte.

Susy-Anna war ganz entsetzt darüber, während der Reverend sehr ernst dreinsah.

„Das ist eine sehr traurige Sache," meinte er nach langem Schweigen. „Wenn Ihr Euren Vater auch aus kindlicher Liebe zu Eurer Mutter verstoßen habt, Timmy, so war es doch sehr unchristlich von Euch, daß Ihr Euch, nachdem Ihr ein wohlhabender Mann geworden seid, nie wieder um den armen Greis bekümmert habt. Das ist eine schwere Sünde wider das vierte Gebot, Timmy, und Ihr solltet zusehen, sie nach Möglichkeit wieder gutzumachen."

„Wie soll ich das anfangen, Euer Ehren?" erwiderte Timmy kleinlaut. „Der Spektakel ist schon zwanzig Jahre her. Wie soll ich den Alten da aufstöbern?"

„Nichts einfacher als das," erklärte der Reverend. „Ihr setzt eine Annonce in die großen Zeitungen und schreibt eine Belohnung aus für den, der Euren Vater lebendig oder tot zur Stelle schafft. Ich bin sicher, daß wir ihn bald finden werden, falls er noch lebt."

„Und was wird der Spaß kosten?" fragte Timmy besorgt.

„Nicht viel! Vielleicht zweihundert Dollar! Wenn Ihr mir das Geld anvertrauen wollt, werde ich Euch gern die Arbeit abnehmen."

Timmy wollte erst nicht recht anbeißen. Aber da legte sich auch seine Susy-Anna ins Zeug und bat ihn so herzlich darum, sein Gewissen von der schweren Schuld zu reinigen, daß er schließlich seufzend das Geld aufzählte.

II.

Einige Tage später stand in allen großen Zeitungen Kanadas zwischen Quebec und Vancouver eine große Annonce folgenden Inhalts:

„Vater gesucht!

Hundert Dollars demjenigen, der meinen vor zwanzig Jahren verloren gegangenen Vater wieder herschafft!"

Darunter standen die Personalien des Gesuchten und sein Bild; letzteres jedoch mit der Bemerkung, daß es, wenn Sherlock O'Brien heute etwas anders aussähe, wie abgebildet, weiter nichts ausmache. Abzuliefern wäre er bei Timmy O'Brien, Chesterfield, Provinz Ontario, oder bei Reverend M'Flaggerty, ebendaselbst.

Der Erfolg dieses Inserats war verblüffend. Mehrere hundert Leute machten sich erbötig, den alten Sherlock O'Brien sofort nach Empfang der 100 Dollar und ebensoviel Dollar Reisespesen einzusenden. Aber Reverend M'Flaggerty, der die Sache in die Hand genommen hatte, war zu schlau, darauf hereinzufallen. „Das sind alles Schwindler," sagte er. „Aber die Menge der Zuschriften beweist, daß die Inserate wirken. Wenn der alte Herr noch am Leben ist — was Gott geben möge —, so wird er sie auch lesen. Und eines Tages wird er schreiben oder selbst kommen und wir werden ein frohes Wiedersehen feiern."

Und wirklich sollte der Reverend recht behalten!

Als Timmy bald darauf von einer Landfahrt heimkehrte, schrien ihm die Leute von Chesterfield lachend entgegen: „Hallo, Timmy, mach' bloß schnell nach Hause! Dein Vater ist angekommen! Ein wahres Prachtexemplar von Vater! Er hat weißes Haar und rote Backen und freut sich mächtig, dich wiederzusehen!"

Timmy zog seiner Stute eins über, daß sie entrüstet auskeilte, und rasselte wie die Ueberlandspost durch die Stadt. Da standen sie vor seinem Hause zur Begrüßung aufgereiht: Susy-Anna, ein wenig zaghaft, Reverend M'Flaggerty, mit würdevoll auf dem Bauch gefalteten Händen, und zwischen den beiden stand ein alter Mann mit struppigem, weißem Haar und einem fröhlichen, roten Gesicht. Dieser alte Mann starrte Timmy aus verschwimmenden Augen an, schluckte ein paarmal und kam dann mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

„Timmy! Wahrhaftig, 's ist Timmy! Komm in die Arme deines alten Vaters, mein Junge!" Damit fiel er ihm um den Hals und begann jämmerlich zu schluchzen.

„Heiliger Patrick!" dachte Timmy, als ihm der zarte Whiskygeruch in die Nase stieg, der von dem Alten ausging. „Er ist immer noch der gleiche Schnapsbeutel wie früher!"

Der Reverend kam mit verlegenem Gesicht auf ihn zu. „Nehmt's mit Gefaßtheit, Timmy," flüsterte er. „Der alte Mann hat sich etwas übernommen. Aber seine Papiere sind in Ordnung."

„Das will ich meinen!" fiel der Alte ein. „Ich habe die saubersten Papiere der Welt! Und wer da sagen will, ich wäre nicht Sherlock O'Brien, dem schlage ich die Knochen entzwei! Und dir, Timmy, rate ich im guten: Mache nicht wieder solche Geschichten mit mir wie damals! Ein zweites Mal lasse ich mich nicht hinauswerfen!"

Sie gingen ins Haus. Susy-Anna verschwand lautlos in ihrer Küche. Der alte Sherlock setzte sich brummend und schimpfend vor eine bereits halbgeleerte Whiskyflasche und trank weiter. Timmy und der Reverend standen am Fenster und betrachteten ihn düster.

„Ich lasse mich hängen, wenn das mein Vater ist!" fuhr Timmy plötzlich auf. „Sherlock O'Brien war sicher nicht der beste Bruder, aber eine solche Nase hat er nie gehabt!"

„'s ist peinlich für Euch, Timmy, sehr peinlich," gab der Reverend zu. „Aber zur Stunde ist da nichts zu machen. Bringt ihn zu Bett, ehe er unter den Tisch fällt. Morgen wollen wir weitersehen."

„Ja, und zwar gründlich!" sagte Timmy grimmig. „So was von Vater ist mir wahrhaftig noch nicht vorgekommen!"

III.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, das der alte Knabe, den sichtlich ein schwerer Katzenjammer plagte, schweigend verzehrt hatte, setzte Timmy sich ihm gegenüber und sagte: „So, nun wollen wir mal miteinander reden, alter Herr! Nun sei mal ganz ehrlich und gestehe: Wo hast du die Papiere meines Vaters gestohlen?"

„Gestohlen?" murrte der Alte, ohne sich weiter aufzuregen. „Was sind das für Redensarten! Ich muß dir sagen, Timmy, daß du dich in diesen zwanzig Jahren kein bißchen gebessert hast!"

„Du auch nicht," erwiderte Timmy trocken, „wenn du nämlich wirklich mein Vater bist! Nun heraus mit der Sprache oder ich lasse den Sheriff holen! Wo ist mein richtiger Vater, dem du die Papiere gemaust hast?"

Der Alte begann lästerlich zu fluchen, aber Timmy ließ sich auf nichts ein. Er zog seine Uhr und gab ihm fünf Minuten Zeit zum Ueberlegen. Da wurde der Alte bedenklich und versuchte einzulenken. „Timmy, du wirst doch keine Dummheiten machen und einen alten Mann ins Gefängnis bringen!"

„Frau!" rief Timmy in die Küche hinaus. „Geh doch mal rüber zur Polizei und bitte den Sheriff..."

„Nein, nein, laßt den Sheriff nur, wo er ist!" schrie der Alte hastig. „Ich gehe lieber freiwillig wieder fort. In einem solchen Hause, wo einem nichts geglaubt wird, soll sich der Teufel wohl fühlen!"

„Aha," sagte Timmy, „du bist also ein Schwindler, wie ich es mir gleich gedacht habe! Nun sage mir bloß noch, wo mein Vater sich aufhält, und dann kannst du dich fortscheren!"

Da sah der Alte ihn tückisch an. „Da kannst du lange warten, ehe ich das verrate," lachte er. „Kein Wort sage ich, ehe ich nicht die hundert Dollar habe, die du in der Zeitung ausgeschrieben hast!"

„Mensch, so frech wie du möchte ich auch sein!" staunte Timmy. „Aber zum zweitenmal lasse ich mich nicht begaunern. Nicht einen Cent erhältst du, ehe mein Vater nicht auf dieser Schwelle steht!"

In diesem Augenblick begab sich etwas Merkwürdiges. Es klopfte und der Reverend M'Flaggerty trat ein, indem er einen alten, weißhaarigen Herrn hinter sich herzog, der ängstlich und verlegen auf Timmy blickte und seinen Hut zwischen den Händen drehte.

Timmy war so verblüfft, daß er den ersten Vater ganz vergaß und den neuen — denn das war der nette, alte Herr zweifellos — fassungslos anstarrte.

„Was wird nun?" rang es sich von seinen Lippen.

„Timmy O'Brien," erwiderte der Reverend freudig erregt. „Euer Gefühl hat Euch in der Tat nicht betrogen! Ihr seid gestern das Opfer eines schlechten Witzes geworden. Seht, dieser würdige Greis an meiner Hand ist Euer Vater! Den andern hat er nur vorgeschickt aus Furcht, er würde schlecht empfangen werden. Jener aber hat sein Vertrauen mißbraucht und hat sich selbst für den Gesuchten ausgegeben. Da kam dieser alte Mann in seiner Not zu mir und hat mir alles anvertraut. Ist es nicht so, Mister O'Brien?"

„So ist es, Euer Ehren," bestätigte der neue Vater mit zitternder Stimme. „Wir sind alle die Opfer des Bösen geworden. Oh, Timmy, kannst du mir verzeihen, was ich dir und deiner armen Mutter angetan habe?"

„Halt mal," sagte Timmy, sich die Stirn reibend. „Es kommt mir alles ein bißchen plötzlich!" Er wandte sich energisch an den alten Burschen, den er eben hatte verhaften lassen wollen. „Du hast gehört, was dieser alte Gentleman gesagt hat. Stimmt das?"

„Na, wenn ich die hundert Dollars kriege, soll es meinetwegen stimmen," knurrte dieser. „Man kann sich doch wohl mal 'n Witz machen, nicht wahr?"

„Gib ihm das Geld, wenn du es übrig hast, Timmy," bat der echte Sherlock schüchtern. „Ich hab's ihm versprochen, und immerhin hat er mich hergebracht."

Timmy sah sich die beiden alten Männer lange an. Er traute der Sache noch nicht recht. Aber der neue Vater gefiel ihm jedenfalls besser als der erste. Wenn er schon einen Vater haben sollte, dann lieber diesen demütigen alten Herrn, als jenen unverschämten Trunkenbold. „Also gut," sagte er nach einigem Ueberlegen. „Hier sind deine hundert Dollar, alter Spitzbube. Aber nun machst du, daß du fortkommst und läßt dich in Chesterfield nicht wieder blicken!"

„Nee, bei Gott nicht," erwiderte der andere. „Ich habe von Eurer Familie wahrhaftig die Nase voll!" Dann nahm er sein Geld, sah den echten Sherlock noch einmal böse an und trollte sich.

IV.

„Na, solchen Vater lasse ich mir gefallen," sagte Timmy vergnügt zu seiner Susy-Anna, als der alte Sherlock spät abends nach langen, eingehenden Gesprächen und mit gerührten Tränen müde zu Bett gegangen war. „Der ist mit ein paar hundert Dollar nicht zu teuer bezahlt."

„Und dann die Gewissensberuhigung, Timmy, nicht wahr?" pflichtete Susy-Anna bei. „Ich konnte es gar nicht mit ansehen, wie er sich seines früheren lasterhaften Lebens schämte und wie reuevoll er von deiner armen Mutter sprach."

„Nun, dafür soll er es auf seine alten Tage wieder gut haben," meinte Timmy wohlwollend. „Er kann sich im Kaufladen und an der Bar nützlich machen. Das ist auch eine Erleichterung für dich, Susy-Anna. Und nun komm zu Bett. Aber leise, Vater schläft schon."

Die Rücksicht, mit der sie den guten, alten Mann behandelten, war auch durchaus angebracht; denn so einen famosen Vater, wie Timmy ihn da erwischt hatte, gab es so bald nicht wieder. „Weißt du, Vater," sagte er, ihm die Hand schüttelnd, „du hast dich gegen früher aber total verändert! Darum wollen wir nun die alten Geschichten auch ruhen lassen und gemütlich miteinander leben. Ich habe gedacht, daß du vielleicht die Bar übernehmen könntest, um uns etwas zu entlasten".

„Gern, Timmy," erwiderte der Alte bereitwillig. „Da ich selbst keinen Tropfen Alkohol mehr zu mir nehme, bin ich g'rade der rechte Mann dafür."

Seitdem stand der alte Sherlock an der Bar und mixte Cocktails, daß es nur so eine Art hatte. Auch die Gäste mochten ihn gut leiden, denn mitunter pokerte er abends ein bißchen mit ihnen, wodurch er sich manchen Dollar verdiente. Für Timmy aber legte er eine schrankenlose Bewunderung an den Tag, über die er sich besonders Susy-Anna gegenüber aussprach. Er konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß sein Sohn es sozusagen vom Nichts zum Hausbesitzer und sogar zum Leiter einer Bankfiliale gebracht hatte. „Denn dazu gehört doch ein großes Vertrauen der Leute," sagte er. „Man gibt nicht jedem seine Dollars in Verwahrung."

Nun war er schon vier Wochen im Hause und alles ging seinen friedlichen Gang. Da mußte Timmy eines Tages nach Kingston, um Geschäfte zu regeln, und wollte mindestens eine Woche fortbleiben. Susy-Anna und der alte Sherlock sollten inzwischen das Haus hüten.

Am dritten Tage nach seiner Abreise traf jedoch für Susy-Anna ein Telegramm ein, das sie in Verwunderung und Aufregung versetzte. „Sende sofort Vater mit zehntausend Dollar nach Kingston, Hotel Concordia. Brauche das Geld dringend zu Geschäften. — Timmy."

„Guter Gott!" rief Susy-Anna aus. „Wozu mag er das viele Geld nötig haben? So was hat Timmy noch nie getan!"

„Vielleicht will er ein gutes Geschäft abschließen und braucht bares Geld dazu," meinte der Alte. „Ich fühle mich zwar gar nicht wohl, aber wenn Timmy es will, muß ich wohl reisen."

Kopfschüttelnd ging Susy-Anna und holte das Geld aus dem Safe. „Nimm's nur gut in acht, Vater," sagte sie. „Und hier sind hundert Dollar extra für die Fahrt."

„Danke, mein Kind," sagte der Alte und fuhr nach freundlichem Abschied von der Schwiegertochter mit dem Postauto nach der Bahn, um noch den nächsten Expreßzug zu erreichen.

Die Tage vergingen, ohne daß Susy-Anna etwas von Timmy und dem alten Sherlock hörte. Nach Ablauf der Woche kam Timmy endlich zurück. Aber allein!

„Wo hast du Vater gelassen?" fragte Susy-Anna nach der Begrüßung. „Hast du ihn in Kingston zurückgelassen?"

„Was soll er denn in Kingston?" erwiderte Timmy erstaunt. „Warum ist er denn nicht zu Hause?"

„Aber er ist dir doch nach Kingston nachgereist, um dir das Geld zu bringen!"

„Welches Geld?"

„Gerechter Gott!" schrie Susy-Anna auf. „Du hast doch vor einigen Tagen telegraphiert, Vater sollte dir mit 10 000 Dollar nachkommen, weil du sie brauchst!"

„Ist mir gar nicht eingefallen! Ich habe weder telegraphiert noch Geld verlangt, und Vater ist nie bei mir in Kingston gewesen!"

„Ach du meine Güte!" kreischte Susy-Anna. „Hier ist aber doch dein Telegramm!"

Timmy stierte den Zettel an, wurde leichenblaß und begann wie ein Wahnsinniger mit den Füßen zu stampfen. „Das ist ein ganz infamer Gaunerstreich!" brüllte er. „Wir sind betrogen worden, Susy-Anna! Unser eigener Vater hat uns betrogen! Er hat sich von einem andern telegraphieren lassen und sich mit den 10 000 Dollar fortgemacht!"

Er raste vor Wut, während Susy-Anna von einer Ohnmacht in die andere fiel. „Es muß sofort ein Steckbrief erlassen werden!“ schrie er. „Der Lump ist auch nicht mein Vater, sondern hat mit dem andern unter einer Decke gesteckt! Mein Geld! Mein schönes Geld!“

In diesem Augenblick kam Reverend M'Flaggerty in das Haus gestürzt.

„Timmy O'Brien,“ rief er außer sich. „Denkt Euch, wir sind von zwei ausgemachten Gaunern hinters Licht geführt worden! Eben ist Euer echter Vater angekommen! Die beiden Spitzbuben haben ihn unterwegs ausgeplündert und ihn halbtot liegen lassen! Vier Wochen hat er in Montreal im Hospital gelegen, ehe er hierher reisen konnte! Aber jetzt ist er da und garantiert dafür, der richtige Sherlock O'Brien zu sein!“

Timmy O'Brien stand mit offenem Munde da und stierte den Reverend und den alten kahlköpfigen Herrn, der hinter ihm stand, wie zwei Teufelserscheinungen an. Plötzlich aber wurde er blaurot im Gesicht und brüllte auf wie ein gereizter Stier.

„Was! Noch 'n Vater?!“ heulte er sinnlos vor Wut. „Habt ihr vermaledeiten Halunken mich noch nicht genug geschädigt?! Das Vaterspielen will ich euch austreiben!“ Und damit ergriff er einen Stecken, der ihm gerade zur Hand lag und fiel damit über die beiden her, daß sie laut um Hilfe schreiend wieder aus dem Hause hinausstürzten.

Timmy aber blieb ihnen auf den Fersen. Er drosch auf die Flüchtenden mit einer solchen Wut los, daß drei Männer ihn festhalten mußten, um den Verprügelten Gelegenheit zu geben, sich davonzumachen. Das aber ließ Timmy sich jedenfalls nicht nehmen, ihnen noch allerhand schwere Beleidigungen nachzubrüllen.

V.

Es erübrigt sich eigentlich, noch mehr von dieser aufregenden Affäre zu berichten. Höchstens noch das eine, daß Timmy O'Brien vom Reverend M'Flaggerty wegen Beleidigung und Mißhandlung verklagt wurde und 100 Dollar Strafe sowie 500 Dollar Schmerzensgeld bezahlen mußte.

Das Uebelste an der Sache aber war, daß jener kahlköpfige alte Herr in der Tat Timmys echter Vater gewesen war. Das hatte Timmy bereits zwei Tage nach der großen Prügelei durch einen Brief des alten Sherlock O'Brien erfahren, der ihm schrieb:

„Timmy! Du hast mich zweimal aus dem Hause geworfen und Dich an mir vergriffen. Das erstemal hatte ich Dir verziehen, weil es schon so lange her war. Das zweitemal aber verzeihe ich Dir nicht! Ich teile Dir nur mit, daß Dein rohes Betragen vorgestern mich veranlaßt hat, Dich zu enterben! Mein erspartes Vermögen von 30 000 Dollar habe ich dem Reverend M'Flaggerty vermacht, der dafür bis an das Ende meiner Tage für mich sorgen wird. Die Schläge aber, die Du mir versetzt hast, sollen Dir einst von Deinen Kindern heimgezahlt werden! Denke an mich, wenn es so weit ist!

Dein erzürnter Vater

Sherlock O'Brien.“

Was Timmy zu diesem Brief gesagt hat, das hat in Chesterfield außer seiner Frau Susy-Anna niemand erfahren. Diese aber ist bisher noch nicht dazu zu bringen gewesen, etwas davon zu verraten. Es müssen ganz schreckliche Dinge gewesen sein.

Ein Fall im Krankenhaus

Humoreske von M. Soschtschenko.

Im Februar erkrankte ich, Brüder.

Ich legte mich ins städtische Krankenhaus. Und so liege ich, wissen Sie, im städtischen Krankenhaus, kuriere mich und erhole mich seelisch. Und ringsherum herrscht Ruhe und Gottes Gnade. Ueberall Sauberkeit und Ordnung, so daß es peinlich zu liegen ist. Willst du spucken, steht ein Spucknapf. Willst du sitzen, steht ein Stuhl, willst du die Nase schnauben, schnaube soviel du Lust hast, aber um Gotteswillen nicht in das Laken, das ist verboten.

Nun muß man sich eben fügen.

Und man kann sich keinesfalls nicht fügen. Man wird von soviel Mühe und Zärtlichkeit umgeben, daß man es sich gar nicht besser denken kann.

Es liegt beispielsweise irgendein winziges Menschlein und ihm wird Mittag hereingebracht, das Bett sauber gemacht, das Thermometer unter die Achsel gesteckt usw., man interessiert sich sogar für seine Gesundheit.

Und wer interessiert sich? Wichtige Persönlichkeiten, Aerzte, barmherzige Schwesterchen und der Feldscher Iwan Iwanowitsch. Mich überkam ein derartiges Dankbarkeitsgefühl für dieses ganze Personal, daß ich beschlossen habe, mich auf materielle Weise erkenntlich zu zeigen.

Allen, denke ich, kann man nicht geben, es wird nicht reichen. Ich werde, denke ich mir, einem geben. Und wem — ich begann mich umzusehen.

Ich sehe: ich kann niemandem weiter geben, wie nur dem Feldscher Iwan Iwanowitsch. Ich sehe, er ist ein großer, forscher Mann und gibt sich am meisten Mühe um mich, er kriecht sozusagen aus der Haut.

Schön, denke ich, ich werde ihm geben. Ich überlegte, wie ich es ihm überreichen soll, so daß er in seiner Würde nicht verletzt wird und ich nicht eins ins Gesicht bekomme.

Die Gelegenheit bot sich sehr bald.

Der Feldscher kommt an mein Bett, begrüßt mich.

„Guten Tag,“ sagt er, „wie geht es? Hatten Sie Stuhl?“

Aha, denke ich mir, da hast es!

„Natürlich,“ sage ich, „hatte ich Stuhl, aber jemand hat ihn fortgenommen; und wenn Sie sich hinsetzen möchten, so setzen Sie sich aufs Bett zu meinen Füßen. Wir wollen uns unterhalten.“

Der Feldscher setzte sich aufs Bett.

„Nun,“ sage ich, „was gibt es sonst, was schreibt man, sind die Verdienste groß?“

„Verdienste,“ antwortete er, „sind nicht groß, aber die intelligenteren Kranken, wenn sie auch im Sterben sind, versuchen doch unbedingt etwas in die Hand zu stecken.“

„Bitte schön,“ sage ich. „Ich bin ja zwar nicht im Sterben, aber ich weigere mich nicht, zu geben. Ich wollte es sogar schon längst tun. Ich nehme das Geld und gebe. Und er nahm es freundlich entgegen. Am nächsten Tage ging es los.

Ich lag sogar sehr ruhig und gut, niemand störte mich bisher, aber jetzt wurde der Feldscher Iwan Iwanowitsch von meiner materiellen Dankbarkeit wie verrückt. Er kommt am Tage zehn bis fünfzehn Mal an mein Bett heran. Da legt er meine Kißchen zurecht, oder schleppt mich, wissen Sie, in die Badewanne, oder schlägt vor, einen Einlauf zu machen. Allein mit dem Thermometer wie hat er mich gequält, der Hunde-Kater! Früher hat er gewöhnlich ein- bis zweimal das Fieber gemessen. Aber jetzt fünfzehnmal. Früher war das Bad lauwarm und gefiel mir gut, jetzt aber ist das Wasser kochend heiß, so daß man um Hilfe schreien müßte.

Ich versuchte schon einmal so und einmal anders, aber es half nichts. Ich gebe ihm, dem Schurken, noch mehr Geld, laß mich bloß in Ruhe, sei so gnädig, aber er bringt sich immer mehr um.

Es vergeht eine Woche. Ich sehe, ich halte es nicht länger aus. Ich habe fünfzehn Pfund abgenommen, bin mager geworden und habe den Appetit verloren.

Und der Feldscher „bemüht“ sich noch immer.

Einmal hat er mich, der Halunke, beinahe im kochenden Wasser ausgekocht. Ehrenwort! Er machte mir ein heißes Bad, daß mir mein Hühnerauge zerplatzte und die Haut herunterging. Ich sage ihm: „Willst du denn etwa Menschen im kochenden Wasser brühen? Du bekommst eben keinen materiellen Dank von mir.“

Da antwortet der Feldscher:

„Nicht, dann nicht! krepier,“ sagte er, „ohne Hilfe wissenschaftlicher Mitarbeiter!“

Und er ging hinaus.

Jetzt ist alles beim alten.

Temperatur wird nur einmal gemessen, Einlauf wird nach Bedarf gemacht. Und das Bad ist wieder lauwarm und niemand stört mich.

Nicht umsonst wird um die Trinkgelder gekämpft. Ja, Brüder, nicht umsonst!

(Aus dem Russischen übertragen von Dora Oske, Königsberg i. Pr.)

Merkworte:

Wir sind nicht reich genug, um „Billigkeiten“ kaufen zu können!

*

Viele Menschen würden sich mehr leisten können, wenn sie mehr leisteten!

*

In einer Welt, in welcher alles schwankt, bedarf es eines festen Punktes, auf den man sich stützen kann. Dieser Punkt ist der häusliche Herd; der Herd aber ist kein fester Stein wie die Leute sagen, sondern ein Herz, und zwar das Herz einer Frau.